

Seins- und Sinnkrise in Antike und Gegenwart

Eine Betrachtung auf der Via Appia antica

Von G. FRIEDRICH KLENK S. J.

Wenn der christliche Pilger die Ewige Stadt durch die Porta San Sebastiano verläßt, tut er es gewöhnlich in der Absicht, den Katakomben des heiligen Kalixtus und jenen bei San Sebastiano einen frommen Besuch abzustatten. Vielleicht führt ihn sein Weg auf der Appischen Straße noch bis zum Grabmal der Caecilia Metella; auf die eigentliche Appia antica hinaus wird er in den seltensten Fällen kommen. Und doch wäre es der Mühe wert und für den Christen fast ebenso bedeutsam wie die Heldengräber urchristlicher Blutzeugen in den Katakomben.

Dunkelgrüne Zypressen säumen sie an ihrem Anfang ein. Sie führt vom südöstlichen Vorfeld Roms bis zum Fuße der Albanerberge, deren weiche, sanfte Kuppen im blausilbernen Glanz des südlichen Sonnentages stehend das schweifende Auge zur Ruhe betten. Es ist still und fast einsam auf dem Wege; denn der Strom des neuzeitlichen Verkehrs tost weiter östlich nach Unteritalien.

Nur dann und wann gleitet ein Kraftwagen mit Fremden über die alte Appische Straße, deren altrömische Steinquadern einige Kilometer weit mit Asphalt verschüttet worden sind.

Dort, wo die Zypressenallee sich lichtet und schließlich aufhört, fangen die Totenmale der antiken Römer eine stille, aber eindringliche Sprache zu reden an.

Die Appia antica ist eine der Schicksalsstraßen des alten Römerreiches, über zweitausend Jahre alt; über sie rollten in gewaltigem Schlag die Wellengänge der Geschichte, aus der schließlich das Abendland geboren werden sollte.

Diese Appische Straße, die hinter dem schweren Rundmassiv des Cäciliengrabes beginnt, ist mit ihren überwiegend heidnischen Grabmälern ein Weg durch den vorchristlichen Advent, die Morgendämmerung vor der Zeitenwende. Ein seltsames Gefühl der Verwandtschaft regt sich im sinnenden Wanderer unserer Tage, wenn er auf die nüchternen, scharfgeschnittenen Köpfe blickt, die von verwitterten Reliefstücken zu ihm aufschauen. Sind wir nicht diejenigen, die am anderen Ende des Tages stehen: in der Abenddämmerung des Christusglaubens, im altgewordenen Abendland? So wenigstens scheint es. Und in einem weiteren Punkte haben wir Gemeinsames. Wie die Spätzeit der Antike, so stehen auch wir am Ende eines Zeitalters. Es ist von vornherein zu erwarten, daß sich in

politischer, vor allem aber in kultureller und religiöser Hinsicht eine gewisse Ähnlichkeit der Problemlage ergeben wird.

Sinnend gleitet der Blick über die aus Marmor gemeißelten Gestalten, deren Obergewänder bei Männern und Frauen gleich streng gefaltet sind, hinaus in die Campagna, in der zwischen Sturzäckern und auch im Winter weißgeblühten Rasenflächen die Ruinen alter Kastelle und Landhäuser träumen. Gen Osten wird die Ebene von der Bogenkette einer antiken Wasserleitung durchschnitten. Da und dort stehen einzelne Pinien am Wegrande.

Aus dieser mit Geschichte gesättigten Landschaft kehrt das Auge zurück zu den Grabmälern der Appia. Ist dieses Kauern zu beiden Seiten der Heerstraße nicht wie eine neue Weise des In-der-Welt-seins? Sie sind abgezogen von der Weltbühne des Imperiums und haben so ihr Sein zum Tode anerkannt, indes nicht als eigentlichste, nicht als letzte Möglichkeit; sie haben das Parkett und die Ränge bezogen und sind als Zuschauer nun wiederum dabei. Sie stehen wie die Engel und Geister Rilkes im dämmernden Hintergrund unserer Diesseitswelt, nicht im Jenseits; sie sind da und beteiligen sich am Geschehen als Zeugen und Richter, und vielleicht ist es unrecht, daß die neue Zeit sie so einsam läßt und sich mit den fauchenden Maschinen und polternden Lastzügen nicht mehr unter ihre Augen traut.

Doch vor einigen Jahren geschah dies wieder für Tage und Stunden. Als der Krieg sich vom Süden her Rom näherte, überschwemmte er auch Teile der alten Appia. Dann war es wieder still geworden; nur einige frische Soldatengräber hinter Hecken und Mauerresten zeugten davon, daß der alte Kriegsgott Mars hier neue Ernte gehalten hatte.

Warum die alten Römer ihre Grabkammern an die Hauptverkehrsstraße legten? Verrät sich darin nicht der geheime Drang, in dem Raume zu bleiben, den sie für das eigentliche Leben hielten? Die heidnischen Römer mußten, soweit sie Anhänger der überlieferten Religion waren, also ihrer Mehrzahl nach, dies irdische Dasein für das eigentlich menschliche halten. Denn das Jenseits konnte ihnen keine lockende Heimat sein. Wie schwer war es schon, den rechten Weg in die Unterwelt zu finden, und wenn die wandernde Seele im Reiche Plutos angelangt war, was fand sie dort?

„Und er kam zum düsteren Hause,
eilte durch die Säle hin,
fand sie alle leer und tauchte
über Treppen, bröckelnde,
in den Garten, wo die alten
Föhren knarrten in dem Wind,
Weidenstämme schauernd flogen.
in dem ewigen Regenstrom.“¹

Die griechisch-römische Mythologie stellte ihre Götter nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrem Wesen und ihrem Ge-

¹ Albrecht Schaeffer, Der Raub der Persephone, Leipzig, Insel-Verlag, S. 65/66.

haben nach dem Bilde des Menschen dar. Auch sie waren eigentlich ganz zur Welt gehörig, ohne wahre Transzendenz, folglich auch die mit ihnen zusammenhängende Religion. Am Rande des Diesseits hörte das eigentliche Sein auf; daher mußten auch aus dem lebendigen Menschen im Tode verblichene Schatten werden, die ein uneigentliches, ein Dämmerdasein führten und die kühlen Geisterhände nach dem wärmenden Feuer des irdischen Lebens ausstreckten.

Gewiß war dies nicht die Welt-Anschauung der großen heidnischen Denker wie Aristoteles und vor allem Platons und später der Neuplatoniker.

Für Platon war unsere irdische Welt nur der Schatten eines fernen außerweltlichen Urseins; unsere Seele ist vom geistigen Reiche ihrer ursprünglichen Heimat abgefallen und daher ins Stoffliche abgesunken. Aber noch trägt sie in sich die Bilder vergangener Schönheit und Wirklichkeit, die Ideen vom wahrhaft Seienden und wahrhaft Guten und Schönen, und in Stunden besonderen Aufschwungs mag es ihr glücken, alle Sphären des endlichen Kosmos zu durchbrechen und dem reinen Sein, dem vollendet Guten ins strahlende Antlitz zu schauen. Eine ganze Sternwelt überzeitlicher Werte schimmerte über einer vergänglichen Welt und wirkte magnetisch auf den ihnen verwandten Menscheng Geist. Er war Pilger auf Erden, und im Scheine dieser Sterne und von ihnen geleitet wanderte er zum Ursprung zurück.

Freilich hat sich diese Philosophie nicht auf dieser Höhe halten können, teils weil sie nicht sachlich genug unterbaut war wie bei Platon, teils weil auch die geschulteste Systematik die Menge uralter Menschheitsfragen kaum alle so aufzulösen vermag, daß sie für nachfolgende Geister der Verneinung keinen Ansatzpunkt zum Sprengen des Systems bieten. Dies bezeugt z. B. die Geschichte des Aristotelismus. Schon der Stagirite selbst ist insofern hinter Platon zurückgeblieben, als er kaum über Ansätze zu einer Religionsphilosophie hinausgekommen ist. Erst die Scholastik hat ihn hierin sinngemäß ergänzt.

Finden sich bei Aristoteles bemerkenswerte religionsphilosophische Mängel, so reicht er in der Lehre vom Menschen und in der Ethik durchaus an seinen Lehrer heran. Der Mensch ist auf Erden ein Gast aus fremdem Götterlande. Und Göttliches trägt er in sich, einen Geistesfunken von oben. Dieses Göttliche soll in ernstem Tugendstreben zur Reife gelangen. Nach einem Leben, erfüllt mit ernster Arbeit an der eigenen sittlichen Vollendung, wird er ins Reich seiner Herkunft zurückkehren.

So wären der antiken Welt in den Werken der beiden größten griechischen Denker manche religiös-sittliche Schätze zur Verfügung gestanden. Indessen waren diese in ihrer ursprünglichen Kraft und Reinheit nur wenigen zugänglich. Je tiefer und reicher das Denken eines Philosophen ist, desto begrenzter pflegt der Kreis derjenigen zu sein, die seine Lehre

unmittelbar aufnehmen. Die Wirkung der Weltweisheit auf die Massen ist meist nur mittelbar.

Bei Platon und Aristoteles war es nicht anders. Sie wirkten zunächst durch ihre Schulen ins Breite. Je mehr aber im Griechentum der politische und kulturelle Zerfall fortschritt, desto stärker änderte sich das Lebensgefühl. Ihm entsprangen neue Formen des Philosophierens, die in besonderen Schulen gepflegt wurden: in der Stoa, dem Kynismus und der Lehre Epikurs. So viele Verdienste diese Schulen, vor allem die Stoa, in der Erziehung des Volkes auch hatten, im ganzen waren sie ungenügend. Je stärker in den erwachenden Menschen der hellenisch-römischen Spätzeit der Zweifel am überlieferten Mythos aufstieg, desto größer wurde die religiös-sittliche Aufgabe der Weltweisheit. An dieser Aufgabe ist sie schließlich, selbst in ihrer jüngsten und erfolgreichsten Form, dem Neuplatonismus, gescheitert.

Dies mußte zunächst aus der Natur der Sache folgen: Weltweisheit als solche kann nie Angelegenheit der Vielen und daher auch nie Ersatz für Religion werden. Außerdem aber hat sie sich in der antiken Spätzeit weitgehend selbst zerstört und um die Wirkung beim Volke gebracht. Wie sollte im Meinungsstreit der vielfach von Eitelkeit geplagten Popularphilosophen die Wahrheit entdeckt werden? Zudem regten sich in dem von gewaltigen geschichtlichen Erschütterungen durchbehten Mittelmeerraum jene Grunderlebnisse, die man die existentiellen Urerlebnisse des personalen Geschöpfes Mensch nennen kann, in neuer, so betonter Weise, wie sie von früheren, derberen und weniger kultivierten Geschlechtern kaum je erfahren worden waren. Man kann sie ausdrücken in den Worten Kontingenz, Vergänglichkeit, Schuld und Sühne, Gottheit und Mensch, Zeit und Ewigkeit. Eine Sehnsucht nach Erlösung lebte in vielen, wenn auch oft nur dumpf, schwer und mißverstanden. Diesem Gesamtkomplex von Fragen gegenüber wußte die Zeitphilosophie nicht das rettende Wort und nicht den rettenden Rat.

An diesem Punkte der Überlegungen scheint die alte Via Appia sich zu wandeln. Neben die Togen der Römer treten müde, gehetzte Gestalten: es sind die Menschen von heute, die der letzte Krieg über die Stille der Appischen Straße oder über irgendeine andere Straße der Welt geschwemmt hat. Auch sie blicken ratlos, noch ratloser als die Alten; denn ihr Dasein ist zu einem noch größeren Rätsel geworden. Was wird ihnen die Philosophie der Zeit sagen?

In allen Abschnitten der Geschichte sehen wir das Wechselspiel von Aufbau und Zerfall der Weltweisheit, von Satz und Gegen-Satz des Denkens. Wenn man die gegensätzlichsten Punkte des Pendelschlags menschlicher Gedanken symbolisch ausdrücken wollte, könnte man dafür die Namen Platon — Jean-Paul Sartre verwenden.

Beide schätzen unser Dasein in der Welt als hinfällig und vergänglich ein, aber während Platon es ganz in den Glanz ewiger Sinnhaftigkeit

rückt und damit werterfüllt, entleert Sartre das Heideggerische Sein zum Tode seines letzten Sinngehaltes und macht das Menschenleben öde, widerlich und schal. Deswegen ist er und nicht etwa der Materialismus marxistischer Prägung der äußerste Antipode Platons, zugleich auch im Geistigen viel gefährlicher als die grob robuste Denkart der Materialisten.

Bisher erkannte man die „Nihilisten“ an ihrer gröberen geistigen Struktur, an der Derbheit ihrer Lehren vom Menschen und seiner Seele. Seit Nietzsche ist das anders geworden, und gar die Existenzialisten haben den ganzen Juwelenschmuck der platonischen und neuplatonischen Sprache und Visionen geraubt, die ganze Feinheit augustinischer Seelenanalyse erworben, ihre düsterdunkle Weisheit des Todes, des Scheiterns und der grenzenlosen Verödung damit geschmückt und so zur großen Verführerin überkultivierter Menschen gemacht. Bei Heidegger und Jaspers erhöht sich ihr Reiz noch durch den asketischen Einschlag in ihrem Ethos, ihrer Lehre vom Leben.

Es ist sicher nicht zufällig, daß die Philosophie der Existenz nach dem ersten Weltkrieg entstanden ist und nun nach dem zweiten eine neue Blüte erlebt. Wenn man die Soldaten fragen könnte, die im Frühsommer 1944 in der römischen Campagna gefallen sind, ob auch sie, wie seinerzeit die alten Römer, an den Heerstraßen ihrer Zeit bestattet werden möchten, würden sie einem wohl mit Grauen im Blick ansehen und abwehren. Sie, die aus der Hölle von Monte Cassino, aus dem feuchten Schlamm und dem Blutsumpf um Anzio und Nettuno kamen, sie, die unter der entfesselten Dämonie der Technik die Schrecken totaler Kriegführung erlitten und um sich verbreiten mußten — nein, sie wollen wenigstens im Tode dem Moloch des 20. Jahrhunderts entgehen.

Wie viel geknickte Hoffnung, wie viel gebrochene Bejahung hochgeschätzter Ideale sank hier dahin? Und wieviele von denen, die den Krieg physisch überstanden haben, trugen unheilbare Wunden an der Seele davon. Und zu diesen Wunden trat der Starrkrampf, der viele, allzu viele in sich abschloß, daß sie nicht mehr sprachen und nicht mehr ansprechbar waren.

Die Existenzialphilosophie als Botschaft ihrer Urheber und als Widerhall unter den Menschen ist eine bestimmte Form der Lösung dieser Starre. In ihr hat das „untergehende Abendland“ seine Situation erkannt, ausgesprochen, verarbeitet und damit eine neue geistige Situation geschaffen, in der der Untergang der alten Kulturwerte philosophisch gemeistert wird, indem er als der Grundsituation des Menschen entsprechend ergriffen wird.

Diese Grundsituation kann in ihrem letzten metaphysischen Sinn umschrieben werden mit „Scheitern im Ergreifen von Sein“ (Jaspers) und „Sein zum Tode“ (Heidegger).

Noch ist ein gewisses Sinnganzes gewahrt. Das materielle und geistige Trümmerfeld Europas wird gleich den antiken und mittelalterlichen Ruinen der Campagna mit einem bunten Teppich winterlicher Blumen

und Gräser übersponnen und erhält so eine müde Schönheit, den düsteren Glanz der Szenerie eines Trauerspiels. Und Held des Spiels ist der wissende und wache Mensch, der sich entschließt, auch unter solchen Bedingungen er selbst zu sein. Wie eine religiöse Weihe strahlt es von ihm aus. Eine Scheinreligion, aber immerhin eine Art Religion, in der der Mensch aus seiner Nichtigkeit heraus seine eigene tragische Größe anbetet.

Hier greift Sartre ein; er zerreißt das barmherzig verhüllende Schlinggewächs über dem Ruin, zerpflückt es und verkündet die wesensmäßige Banalität unseres Menschseins, seine radikale Sinnlosigkeit. Aber siehe, indem er die blühende Hülle zerreißt, versteht er es, ihr einen letzten, betäubenden Duft zu entlocken, eine süß-giftige erotische Woge, in welcher der kulturmüde enttäuschte Mensch sich vergessen kann. So ist Sartre der äußerste Gegensatz Platons. Das Nichts gegen das Sein, Sinnlosigkeit gegen Sinnerfüllung, Sexus gegen geistigen Eros.

Ist es nun so, daß nur die Existenzialphilosophie zur Situation des heutigen Menschen ein klärendes Wort sprechen kann? Sind da nicht andere ehrwürdige Lehrsysteme der Weltweisheit, die viel eher auf diese Sendung Anspruch erheben können? Jene, die das platonisch-aristotelische Erbe gehütet, ja nicht nur gehütet, sondern verbessert und ergänzt haben? Gibt es keine andere Sinndeutung der zerfahrenen Zeitlage als jene, die schließlich bei Sartre endet?

Die Frage mußte in ähnlicher Form für die Zerfallszeit der antiken Welt gestellt und verneint werden.

Tatsächlich war es weit weniger die Philosophie, durch die Hellas das geistig-religiöse Leben der Römer gestaltete als die religiösen Mysterien, die es vermittelte. Zwar enthält jegliche Religion gewisse religionsphilosophische Gedanken, aber darüber hinaus stellt sie in ihrem Kultus und ihren Riten sozusagen eine reale Beziehung zur Gottheit her. Auch der einfache Gläubige, dem beim Fernflug in metaphysische Regionen der Atem vergeht, wird durch die sinnenfälligen Zeremonien seiner Kultgemeinschaft in den Bannkreis des Göttlichen gezogen. Dies um so mehr, sobald ihm seine Religion Erlösung von Sünde und Schuld und Sicherungen, wenn nicht für dieses, so doch für ein künftiges Leben gewährt. Deswegen und aus den früher angeführten Gründen ist es verständlich, daß im geistig-religiösen Umbruch der Antike die Philosophie keineswegs die Breitenwirkung der östlichen Erlösungsreligionen erreichte.

Allerdings, was die griechischen, vorderasiatischen und ägyptischen Mysterien dem damaligen Menschen bieten konnten, waren Steine statt Brot. Es blieben äußere Riten, die eine tiefgreifende Sinnesänderung weder voraussetzten noch hervorbrachten, da sie keine göttlichen Gnadenkräfte vermittelten. Über das künftige Leben wußten sie wenig Sicheres zu sagen. Wieder waren es nur blasse Schemen, die in der Spätsonne römischer

Größe wie Nebelspuk zerrannen. Noch immer war kein Sein gefunden, das an Gehalt das rein Irdische übertroffen hätte.

Was nun, wenn Rom, das ordnende und sinngebende, enthront würde? Wenn keine siegreichen Adler mehr über die Appia flögen, wenn kein Feldherr mehr auf der heiligen Straße den Monte Cavo erstiege, um Jupiter zu opfern, wenn keine kaiserlichen Prunkbarken mehr den Nemi-see, den „Spiegel der Diana“, beführen, wenn die Gesandtschaften unterworfenen Völker ausblieben und dafür Barbarenhorden über die Grenzen drängten? Was dann? Dann würde man „vor dem Nichts“ stehen.

Und an der Grenze dieser Möglichkeit zum Nichts berühren sich wiederum Antike und Gegenwart.

Wir haben trotz tausendjähriger christlicher Erziehung, trotz der philosophischen Entwicklung von Sokrates zu Thomas, von Augustinus zu Pascal und dem christlichen Humanismus Newmans erleben müssen, daß Gott entweder so weit ins Transzendente verschoben wurde, bis er sich als Wirklichkeit verflüchtigte, oder dem Weltsein so nahe gerückt wurde, daß er darin aufging. Daß der Mensch das Maß aller Dinge wurde und der Schöpfung seine eigene, nur auf ihn bezogene Ordnung aufzwingen wollte und zu einem gut Teil auch aufzwang. Darin überragte er alle früheren Epochen; Naturwissenschaften und Technik machten ihn zum Herrn riesiger Bezirke der Natur. Vom Menschen ging dieses neue Sein aus, die Formung und Entbindung neuer Weisen des Dasein. Vom Menschen ging der Sinn aus; alles wurde gewertet, insofern es Zeug und Werkzeug für den homo faber, den Handwerksmann Mensch, wurde in der Sicherung seiner materiellen, also uneigentlichen Existenz, in der Be-zwingung seiner Umwelt. Der Geist wurde erniedrigt zu einem bloßen Mittel chemisch-physikalisch-technischer Erfindungen und wirtschaftlicher Organisation. Heidegger und Jaspers haben diesen Menschen der in sich geschlossenen Alltäglichkeit glänzend analysiert und dargestellt. Es hat schon immer Mahner gegeben, Rufer in der Wüste, die vor der Katastrophe warnten. Dazu gehörten Kierkegaard und in gewissem Sinne auch Nietzsche. Inzwischen eroberten aber Naturwissenschaft und Technik jene Weiten, die dem Dämonischen Raum boten. Sie befreiten sich vom Willen des Menschen und machten ihn schließlich zum Sklaven ihrer Entwicklung. Was Nietzsche als Heilmittel angepriesen hatte, wurde eine neue Gefahr; denn es verbündeten sich in den letzten Jahrzehnten zwei Feinde: der Rausch der entfesselten Technik und der Triebrausch des Willens zur Macht. So wurde das Nahen des Unheils nur beschleunigt.

Die beiden Weltkriege und ihre Folgen waren für Europa die weithin sichtbare Götzendämmerung. Würden nun die Enttäuschten zurückfinden zur „Religion ihrer Väter“? Zum liberal-humanistischen Fortschritts-glauben, zum fichteschen oder hegelschen Idealismus, zur religiösen Romantik Schleiermachers oder gar zu echtem ursprünglichem Christentum

und einer ihm verbundenen Philosophie? An Rückwanderern hat es nicht gefehlt; indes bilden sie keineswegs die Mehrheit.

Das Erdbeben hatte ja nicht nur diesen oder jenen Überbau zerstört, sondern das Leben selbst bis zum Grunde aufgespalten und auch für viele, die bis dahin noch Christen gewesen, alles, auch den christlichen Gottesglauben, in Frage gestellt. Das geschichtliche Geschehen schien einen Sinn des Daseins und damit einen weisen Urgrund der Welt zu leugnen. Nicht nur das Dasein des Menschheitsganzen als einer Folge von Geschlechtern, nicht nur jenes der Völker, sondern auch jenes der Einzelpersonen ist betroffen. Sie waren so tief entwürdigt und entwertet worden, so gänzlich zernichtet in ihrem geistigen Antlitz, daß die Augen der Seele für das feine Leuchten des Übersinnlichen, des Göttlichen erblindeten und ihre Ohren taub wurden für den Anruf von oben.

Wie lächerlich schien jegliche theoretische Schau zeitlos gültiger Ideen und Gedanken angesichts der vulkanischen, umstürzenden Bewegtheit des jüngst Erlebten!

In dieses Chaos hinein möchte die deutsche Existenzialphilosophie zur Besinnung rufen. Sie geht von der Gegenwartssituation aus, schafft Philosophie ohne begriffliches System der Ordnung, Seinslehre ohne tragenden Grund, Religion ohne unzweideutige Bindung ans Göttliche, redet von Schuld und Verantwortung, von Freiheit und Seinsmöglichkeit und versteht unter all dem etwas ganz anderes als die überlieferte Seinslehre, Ethik und christliche Sittenlehre. In einem vorläufigen Sinne scheint damit das Chaos begriffen zu werden und damit als solches aufzuhören zu sein.

Indes kann man dabei nicht stehen bleiben. Religion und Philosophie des Bodenlosen sind auf lange Sicht unmöglich. Entweder führt der Weg hinab zum unverhüllten Nihilismus Sartres oder hinauf zu einer neuen weltanschaulichen Synthese von seinsbegründeter Philosophie und Religion.

Die von den Existenzialisten verweltlichten Kategorien menschlicher Seinsweise wie Geworfenheit, In-der-Welt-sein, Freiheit, Schuld und Verantwortung, ja, „Sein zum Vergehen“, die in der Angst, dem Beben einer wissenden, wachenden und in eigener Entscheidung stehenden Kreatur sich ursprünglich offenbaren, müssen gelöst und mit ihrer uralten sakralen Größe, Macht und Gewalt neu erfüllt werden. Dann werden sie zum Leben führen. Gerade dies aber kann durch Philosophie allein nicht geschehen. — — —

In die Krise der schwankenden Antike und der gegenwärtigen Zeit hinein wandert von Süden her auf der Appischen Straße ein Mann unter militärischer Bewachung: Paulus von Tarsus, der als Gefangener zum kaiserlichen Gericht nach Rom geführt wird. „Die Brüder hatten von uns gehört und kamen uns von dort (von Rom) entgegen bis Forum Appii und Tres Tabernae“ (Apg 28, 15).

Paulus von Tarsus verkörpert in markantester Weise die Vieleinheit der universalen hellenischen Mittelmeerkultur, die von den Grenzen Indiens bis Gibraltar, vom Nil bis zur Donau sich erstreckte. Er entstammt dem vorderasiatischen Völkerraum, kennt die Weisheit der Hellenen und ist römischer Bürger. Er kennt die Größe dieser Welt und ihr Ungenügen.

Aber in seinem Geiste trägt er etwas Neues, etwas, was sich nicht aus den allgemeinen Regeln religionsgeschichtlicher Entwicklung erklären und ableiten läßt: eine Botschaft, eine Offenbarung, welche die Schöpferkraft eines menschlichen Genius weit übersteigt. Er bezeugt, daß es Offenbarung der Gottheit sei. Es ist das Glaubensgut des Volkes Israel und das Evangelium Jesu Christi.

Die Verkündigung des Paulus entsteht existentiellen Tiefen. Er hat das ihm anvertraute Wort hineingenommen in sein innerstes Wesen; alle Schichten seines Seins sind damit durchtränkt, und wenn er es jetzt unter die Völker ruft, steigt es wie aus den Quellen tiefsten persönlichen Erlebens eines Menschen ihrer Art, ihres Denkens und Fühlens. Bereits in der Eroberung des Menschen Paulus ist das Christentum in Entfaltung der ihm innewohnenden Kraft über die Weite des griechisch-römischen Welt-raumes hereingebrochen. In ihm vor allen anderen wurde der Verschmelzungsprozeß vollzogen zwischen der Botschaft des Gekreuzigten, der jüdischen Glaubensglut und dem hellenischen Geiste; nicht in dem Sinne, daß die „Jesusreligion“ inhaltlich „gräzisiert“ worden wäre, sondern in dem bereits gesagten einer existentiellen, d.h. nicht nur theoretisch, sondern auch erlebnis- und wesensmäßigen, personalen Aneignung eines Mannes, der auch im griechischen Kulturkreis beheimatet war.

Paulus wandert über die Appische Straße zur Hauptstadt der Welt nicht wie ein Fremdling in unbekanntem Lande, sondern als römischer Bürger. Er ist es, der allen alles werden kann, weil er die Sprache der Menschheit spricht.

Seine Worte an die Römer: Gottes Sohn offenbart sich vom Himmel her über ein gottloses und ungerechtes Geschlecht. Obwohl Gott durch die Vernunft erkennbar ist und auch erkannt worden ist, wie Platons Lehre vom absolut Seienden beweist, hat sich dieses Geschlecht verirrt in allzu menschlichen und untermenschlichen Gottesvorstellungen und einer entsprechenden Gottesverehrung. „Die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten sie mit dem Bilde von vergänglichen Menschen, Vögeln, vierfüßigen und kriechenden Tieren“ (Röm 1,22ff.). Dem religiösen entsprach der sittliche Verfall.

Von dieser geschichtlichen Tatsache führt das Denken des Paulus in den existentiellen Hintergrund, der sie erst möglich gemacht hat: die Ursünde am Ursprung der Menschheit. Der ursprüngliche Entwurf menschlicher Weise des Daseins, der von Gott stammte, wurde vereitelt; ein Schatten warf sich voraus über den ganzen Weg des Menschengeschlechtes.

Und jede Generation fügte durch schuld bare Verderbnis dem dunklen Erbe des Bösen ihren Teil hinzu. Die Freiheit der Einzelperson wurde damit nicht aufgehoben, aber sie hatte zu entscheiden unter dem stets zunehmenden Gewicht ungünstiger Erbanlagen und entgöttlichter und ent-sittlichter objektiver Kulturwerte.

Die Schuld steht über der Welt und den Seinsmöglichkeiten des Einzelmenschen. Und in ihrem Gefolge ist der Tod, der leibliche und geistige. Alle diese Finsternisse aber stehen unter dem flammenden Lichte Gottes. Es ist keine säkularisierte und daher auch keine ausweglose Finsternis.

Paulus verkündet die Erlösung durch Jesus Christus, der gekreuzigt worden und auferstanden ist und sich erwiesen hat als Sohn des allein wahren Gottes. Er schafft uns neu als Kinder der Gnade zu neuem Leben aus seiner Kraft. Und dann kommt die Neubewertung unseres Erdenlebens: „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns wird offenbar werden. Denn das Harren der Schöpfung ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes“ (Röm 8, 18 ff.). Das Jenseits wird aufgerissen. Was Platon nur undeutlich erkannt und in künstlerischen Phantasien umschrieben hatte, jetzt nimmt es Gestalt an, und daneben verblassen auch die herrlichsten Diesseitsgüter.

Rom, das noch kraftvolle heidnische Rom, fühlt sich in seiner derben Diesseitigkeit und damit in seinem Bestande bedroht. Es hat es dem hellenisierten Juden Paulus nicht leicht gemacht, auch wenn er *civis Romanus* war. Es sah in der Neubewertung des Daseins nicht nur eine Umwertung, sondern eine Entwertung. Neben der erdfernen Herrlichkeit dieses neuen Gottes und seiner armseligen Nähe in der Gestalt eines Gekreuzigten war für Cäsarenhalbgötter kein Platz. Da ferner die Christen im Kampf gegen eine in die Erde verbissene Umwelt die natürlichen Werte zunächst übersehen mußten, schienen sie Todfeinde nicht nur des Staates, sondern auch der Kultur zu sein.

Es waren nicht immer die menschlich minderwertigen Kaiser und Staatsmänner, welche die Anhänger des neuen Glaubens verfolgten. Und sie legten ihnen furchtbare Proben auf; das römische Martyrologium, das goldene Buch der Zeugen Christi, berichtet davon. Nicht so sehr durchglänzende Redekämpfe, Apologien und gelehrte Abhandlungen, als vielmehr durch Leiden und Untergang wurde damals die Wirklichkeit der ewigen Werte und ihr Vorrang vor den zeitlichen bewiesen. Erst das sinkende Rom hat sich vor diesen Zeugnissen gebeugt.

Und dann geschah das Unerwartete: die sterbende Antike übergab die Kleinodien ihrer irdischen Schatzkammer der aus den Katakomben steigenden jungen Kirche zu treuen Händen; und diese nahm sie an. Sie schmückte ihre Stirne mit der Weisheit Griechenlands; ihre Hände, die sich anschickten, eine zerbrechende Welt neu zu ordnen und zu leiten, lernten von altrömischer Staatskunst und Organisation die Zügel zu

führen, und die aus zerfallenden Tempeln flüchtende Schönheit fand Zuflucht in den Räumen der christlichen Basiliken.

Dieser Vorgang war einmalig und wird sich nicht wiederholen. Wohl kaum jemals wieder wird die Kirche in der Zeit das Erbe der Heiden in diesem Umfange übernehmen können. Indes nicht einmalig braucht ihre Sieghaftigkeit gegenüber einem Diesseitsmenschentum zu sein, selbst wenn es — im Gegensatz zum antiken — so verkrampft, so wurzellos und deswegen so unnatürlich ist wie das heutige. Wir scheinen in manchen Abschnitten der Auseinandersetzung mit ihm auf einem toten Punkte angelangt zu sein. Schwer gerüstet mit geistigen Waffen, die sich durch Jahrhunderte bewährt haben, treten wir an, doch scheint es oft, als ob der Gegner in ganz anderen Bereichen oder überhaupt nicht mehr mit uns kämpfte und uns einfach als Tote behandelte. Wir treffen ihn nicht.

Ein Zeugnis aber wird die Welt auch in Zukunft nicht abzulehnen vermögen: das Zeugnis derjenigen, die für christliche Wahrheit und Werte leben, leiden und in den Tod gehen. Und solche Zeugnisse mehren sich in unserer Gegenwart. Darin liegt unsere Hoffnung. Sie legen Breschen in die müde Gleichgültigkeit oder feindliche Abwehr der ratlosen Welt, und durch diese Breschen mag dann das breite Heer christlicher Geistes- und Kulturträger noch einmal ins Leben unserer Völker einziehen.

Philosophisches zur Tiefenpsychologie und Psychotherapie

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Der Mensch ist kein einfaches Wesen. Er reicht mit seinem Sein durch die Bereiche des Stofflichen, des Pflanzenhaften, des Vitalen hindurch bis ins Geistig-Personhafte. Diese Schichten liegen aber im Menschen nicht einfach nebeneinander; er wäre ja dann nicht ein Seiendes, ein Mensch. Vielmehr ist es so, daß sein geistiges Sein zugleich als Lebensprinzip eingeht ins Vitale und Pflanzenhafte. Der Mensch ist also eine Einheit in der Vielfalt, und zwar in einer Vielfalt, deren einzelne Teile nicht immer von sich aus in die gleiche Richtung gehen. Dies bringt für den Menschen allerlei Schwierigkeiten und Gefahren mit sich, und zwar um so größere, je mehr auch von außen die widerstrebendsten Einflüsse auf ihn einströmen. Denn der Mensch will eine Einheit bilden, will die Harmonie seiner verschiedenen Schichten verwirklichen, um dadurch Friede und Glück zu erreichen.

Infolge der Einheit des geistigen und des lebendigen Urgrundes seines Seins werden alle Schichten im Menschen anders, als sie rein für sich wären. Das leibliche Leben und der Leib gleichen im Menschen zwar dem Leben und Leib des Tieres, stellen aber doch etwas wesentlich Neues dar, weil dieses Leben vom Geistigen durchdrungen ist. Umge-